

HANSGÜNTER MEYER

Die Krise der Universitäten

Wenn 17 Autoren mit Beiträgen von 20 bis 40 Seiten – wenig aufeinander Bezug nehmend – zu einem Thema publizieren, das ohnehin als wissenschaftlicher Gegenstand nicht konsistent ist, so handelt es sich statt um eine Monographie, wie man sie als systematische wissenschaftliche Abhandlung schätzt, eher um eine Art ›Polygraphie‹.

Die Autorenliste ist insofern bemerkenswert, daß nur drei Mal ein Herkunftsort südlich der Mainlinie, wo bekanntlich die reichen Länder und Kommunen verortet sind (davon einer in der Schweiz), auftaucht. In einem anderen Ort, Tübingen, aus dessen Blickwinkel Clemens Albrecht schreibt, finden wir die erste kommerziell evaluierte deutsche Universität.¹ Drittens schließlich München – ein deutschlandweit bekannter Schwerpunkt der ›Erforschung der Hochschulen‹, wo dieser Gegenstand (unter anderem von Kieserling) allerdings in einem Umfeld beforscht wird, das eine der reichsten Wissenschaftsregionen Europas darstellt und über die es fraglich ist, ob es dort überhaupt so etwas wie eine ›Krise der Universitäten‹, von der das Buch handelt, gibt. Der Gegensatz zwischen der Münchner Region und beispielsweise dem Hochschulland Sachsen-Anhalt, wo Barbara M. Kehm und Rainer Paris wirken, könnte kaum größer sein. Dort, an der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg zum Beispiel, spielten sich im Herbst/Winter 2001/02 unerfreuliche Szenen ab. Von den ohnehin im Neugründungsprozeß 1991 bis 1993 schon reduzierten Stellen für wissenschaftliches Personal mußten weitere 500 Stellen abgebaut werden, weil nach Vergleichsmaßstäben ›zuwenig‹ Studenten vorhanden waren, die Gehälter die Forschungsmittel auffraßen und das arme Land sich außerstande sah, weitere Alimenterungen zuzulegen.

Da sich eine Reihenfolge, in der hier die Beiträge des Bandes besprochen werden sollen, ohnehin nicht zwangsläufig ergibt, wenden wir uns zuerst dem im Bayrischen beheimateten André Kieserling zu, der eine Studie zur »...Deutung der Universitätsidee in den sechziger Jahren« (S. 81-117) beiträgt. Dieser Rückblick ist durchaus begrüßenswert, wenngleich eher vom Schwerpunkt der zu Rede stehenden Untersuchungen abgelegen. Denn einerseits lenkt er das Interesse des Lesers darauf, daß die Bundesrepublik eine Zeit intensiver, teils tumultuarischer Auseinandersetzungen um Wissenschaft und Hochschulen durchlebte. Andererseits bevorzugt der Autor einen Blickwinkel, bei dem es weniger um Hochschulen, ihre Menschen, ihre Strukturen, ihre Verhältnisse geht, als vielmehr um die

Hansgünter Meyer –
Jg. 1929; Prof. em. Dr. phil.
et rer. oec. habil.,
studierte Gesellschafts-
wissenschaften in Leipzig
und war nach der Lehr-
tätigkeit an Universitäten
in Greifswald und Berlin
Abteilungs- bzw. For-
schungsthemenleiter für
Sozialstrukturforschung und
Wissenschaftssoziologie an
der Akademie der Wissen-
schaften der DDR; er ist
seit 1993 Vorsitzender des
Wissenschaftssoziologie
und -statistik e.V. Berlin.
Foto: privat

Erhard Stölting, Uwe Schimank (Hrsg.):
 Die Krise der Universitäten,
 Leviathan – Sonderheft
 20/2001,
 Westdeutscher Verlag
 Wiesbaden 2001, 360 S.
 Mit Beiträgen von: Clemens Albrecht (Tübingen), Dietmar Braun (Lausanne), Petra Dobner (Potsdam), Jürgen Enders (Kassel), Jörg Gapski (Hannover), Stefan Hornbostel (Jena), Barbara M. Kehm (Wittenberg), André Kieserling (München), Thomas Köhler (Hannover), Georg Krücken (Bielefeld), Martin Lähmann (Hannover), Rainer Paris (Magdeburg), Uwe Schimank (Hagen), Rudolf Stichweh (Bielefeld), Erhard Stölting (Potsdam), Andreas Stucke (Köln), Markus Winnes (Köln)

Semantik, um welche die sozialwissenschaftliche Deutung von ›Hochschulen‹, ›Hochschulbildung‹ und ›Wissenschaft‹ kreist. Das Programm, das seine Erörterungen leitet, liest sich wie folgt: »Die Universität, die den (rezipierten – HM.) Autoren vorschwebt, soll die externe Kritik an der Wissenschaft, die auf den Bruch zwischen Wissenschaft und Gesellschaft und zugleich auf den Bruch zwischen Wissenschaft und Individuum verweist, in die Wissenschaft selbst hineinziehen und so beide Brüche zugleich heilen ...« (S. 96). Diese Stelle spricht Klartext, denn Kieserling handelt die große ›Wissenschaft-Gesellschaft-Hochschule-Demokratie-Krise‹ der späten sechziger Jahre an den Schriften von Habermas, Luhmann, Marcuse, Schelsky, Tenbruck – mit Rückgriffen auf Husserl, Anrich, Baier usw. ab, was für die geisteswissenschaftlich-philosophische Annäherung an das Syndrom von Wissenschaft, Bildung, Hochschule in ihrer modernen gesellschaftlichen Unverträglichkeit ebenso erhellend wie für den Nichtfachphilosophen beschwerlich ist.

Auch im Beitrag, den Clemens Albrecht aus dem *felix* Tübingen verfaßte, geht es nicht so sehr um den diagnostischen Befund von heute, sondern um den kulturgeschichtlichen Ausgangspunkt und Hintergrund der universitären Bildungsidee und um die Universitäten als Eliten reproduzierende Institutionen. Als Kontrastfläche nutzt er Max Scheler und Helmut Schelsky. Diese hätten die Unmöglichkeit erkannt, eine auf universitärer, also ganzheitlicher Bildung fußende Kulturelite zu erhalten, die beides vermag: die gesellschaftliche Moderne als Kulturgesellschaft zu behaupten *und* die vielfältigen praktisch-rentablen Verwendungen von Wissen und Bildung zu realisieren. Die starren Konturen sozialstruktureller Gebilde (Klassen, Schichten) hätten sich aufgelöst, es gäbe kein Bildungsbürgertum als stratifikatorisch zu verortende Schicht (vgl. S. 70) mehr. Und weil sich das ›Bürgertum‹ bloß noch als eine fraktale Funktionseelite versteht, die Wissenschaft und Bildung selektiv verwertet – »nicht mehr die Zukunft des Ganzen repräsentiert« (S. 77), kann man, was Albrecht als »Gefahr« versteht, die Hochschulen auf ihre »gesellschaftliche Zweckdienlichkeit reduzieren« (S. 77). Die Gefahr, die Albrecht sieht, ist das Aufkommen anderer Bedeutungsträger repräsentativer Kultur jenseits wissenschaftlicher Rationalität (vgl. S. 78). Die Frage ist allerdings, ob diese ›sozialstrukturelle Götterdämmerung des Bürgertums‹ überhaupt stattfindet; mehr noch, ob es dieses Bürgertum als die kulturelle Identität, als ›Kulturzentrum‹, als das »Ganze repräsentierend«, überhaupt je gegeben hat, ob es nicht vielmehr immer sozial gemischt zusammengesetzte Kultureliten waren. Wenn dem so ist (wofür einiges spricht), dann drängt sich die Schlußfolgerung auf, daß auch in den nächsten Jahrzehnten sozial gemischt zusammengesetzte kulturelle Eliten die Chance haben, wissenschaftliche Forschung und Bildungswissen voranzubringen. Entscheidend ist dabei einzig, ob sich solche Funktioneliten herausbilden und reproduzieren können und welche sozialen und technischen Ressourcen ihnen zugestanden werden. Es scheint, daß Clemens Albrecht Scheinprobleme und -gefährdungen wahrnimmt, an den eigentlichen Gefahren jedoch vorbei argumentiert.

Der dritte Autor aus einer – relativ zum Krisenzentrum – peripheren Region ist der Politikwissenschaftler Dietmar Braun aus Lau-

sanne, der aus dieser Optik regionale und systemische Steuerungsprozeduren an Hochschulen untersucht und bewertet. Seine Optik beschreibt er so: »Die politischen Regulierungsstrukturen ... beeinflussen ausschlaggebend Machtpositionen« und so »Implikationen ... der Machtspiele und Machtressourcen der einzelnen Akteure« (S. 241). Diese »Machtspiele« »entscheiden über die ... politischen Regulierungsabsichten«. Mit dieser Bestimmung wird allerdings ein Zirkel konstruiert, denn die »politischen Regulierungsstrukturen« bestimmen, so Braun, auf dem Umweg über die Machtpositionen und -spiele sich selbst. Zu prüfen ist also, ob es sich dabei um eine tautologische Erklärung handelt oder um die Entdeckung eines selbstreferentiellen Systems. Woher bezieht ein derart geschlossenes System Impulse oder Zwänge für Wandlungen, Anpassungen und Lernprozesse? Braun führt aus, daß sich zum Verständnis dieser Zusammenhänge insbesondere das »Modell des New Public Management« anbiete (vgl. S. 241), was jedoch nicht wesentlich weiter führt, als daß er (nach Clark) vier Typen von Regulierungsstrukturen unterscheidet (vgl. S. 244). Dieses Manko wird auch nicht durch die Diversifizierung der wissenschaftlichen Agentien und Potentiale geheilt, die er (nach Bourdieu) »Kapitalarten« nennt und wovon acht begrifflich eingeführt (aber nicht ausgeführt) werden (vgl. S. 245-247). Um die Bewegungsverläufe dieser (im gedanklichen Modell 32) Agentien deutlich zu machen, wird eine neue Dimension, eine 12-Felder-Matrix von (vier) »Governance-Modellen« und (drei) »Entscheidungsarten« konstruiert. Deren Diskussion verdeutlicht die unterschiedlich erfolgreichen Prozeduren, wie die universitären Akteure »Kapital« akquirieren und an der »Machtbalance« partizipieren. Leider wird nicht expliziert, wie sich diese vier Regulierungsarten, bezogen auf die acht Kapitalarten, in das 12er Schema der Governance-Modelle und Entscheidungsarten einordnen und was mittels dieser Klassifizierungen gewonnen wird. (Es ergeben sich so rechnerisch fast 400 Beziehungsfelder – oder das Vielfache davon, wenn man jeden Regulierungstyp als politologischen Netzknoten einzeln betrachtet.) All dies kann auch deskriptiv ausführt werden (die Literatur dazu füllt Bibliotheken), wodurch dieser ganze Formalismus redundant würde.

Das Fazit des Autors fällt freilich ganz anders aus. Er meint, daß die Voraussetzungen geklärt sind, jenes »Management-Modell« zu verstehen, »das sich (als) ein neues Organisationsmodell weltweit durchzusetzen beginnt« (S. 253). Dieses sei kein speziell hochschulisches, sondern aus der Betriebswirtschaftslehre abgeleitetes. Bildung und Wissenschaft als Selbstzweck werden abgelehnt. Die Hochschulen als »vom Staat ... beauftragte Institutionen« sollen vielmehr »auf die Nachfrage von »Konsumenten« und »Klienten« reagieren«. Es bleibe allerdings bei einer »strategischen Kompetenz erster Ordnung«, die vom Staat ausgeübt wird, während den Hochschulen eine »strategische Kompetenz zweiter Ordnung zufällt«. Die Selbstverwaltungsgremien werden bei diesem Konzept zu bloß beratenden beziehungsweise kommentierenden Einrichtungen zurückgebildet (vgl. S. 255), während das »politische Kapital«, die Dispositions- und Entscheidungsbefugnis, den Rektoren und Dekanen übertragen wird. Braun führt die Funktionsweise dieses Modells zwar

weiter aus, ohne sie jedoch hinsichtlich ihres Vorteils für die Steigerung wissenschaftlicher Exzellenz und Effizienz der Erkenntnisgewinnung zu bewerten. (Diese Frage stellt sich so nicht mehr, wo es wesentlich um die Zufriedenstellung der diversen Klientele geht.)

Ob nun die kommunikations-metatheoretische Retrospektive aus München, der kultursoziologische Kommentar aus Tübingen, die politologische Wende der Diskursterminologie aus Lausanne, es scheint doch sehr auf den Standort anzukommen, von wo aus die Objekte und Symptome dessen, was als Krise betrachtet wird, gesehen werden.

Die Darlegungen der Herausgeber – Uwe Schimank und Erhard Stölting – beginnen mit dem Beweis ihres intimen Problemverständnisses. Nicht nur der allererste Satz der Einführung (»das Thema ... ist alles andere als neu (aber doch) unerschöpflich«), auch die Überschrift des ersten Abschnittes (»Krisenansichten«) spricht dafür. Eine für wissenschaftliches Vorgehen typische Analyse und Diagnostik mit konsistenten Resultaten und Erkenntnissen gibt es zu diesem Thema nicht. In Rede stehen nämlich »Ansichten«, »Meinungen«, »Standpunkte«. Es geht also darum herauszufinden, von welchem spezifischen Blickwinkel die Autoren die »Krise« ausmachen. Diese sind auch nach Ansicht der Herausgeber äußerst vielfältig und kontrovers, was außer durch die verschiedenen Standpunkte auch durch die Vielzahl der Fachrichtungen und Disziplinen an den Universitäten und Hochschulen bedingt sei; an »alten« Volluniversitäten lägen die Dinge völlig anders als in den ohnehin schon moderner strukturierten technischen Fachhochschulen. Sollte man den Drang zur universitas litterarum aufgeben und statt von »Universität« von »Multiversität« (vgl. S. 8) sprechen? Weitere Streitpunkte drehen sich um Spezialisierung und Profilierung, Vorrang für Elite-Hochschulen oder Fachhochschulen, Niveauverlust und Verschulung, die Studiendauer, die Profilierung und Funktion der Gymnasien, Leistungs- und Leitungsprinzipien, Spezialisierung, gesellschaftliche Relevanz der Arbeits- und Forschungsthemen.

Schließlich stellen Schimank/Stölting die unvermeidliche Frage, ob es sich um die eine »große Krise« oder um eine Vielzahl kleiner Krisen handelt. (S. 19 f) Muß also ein Fundamentalumbau – bis hin in gesamt-kulturelle und ordnungspolitische Voraussetzungen – ins Auge gefaßt werden oder »genügen« viele einzelne Korrekturen und Reparaturen? Aus Sicht der Herausgeber ist es zwar legitim, alle diese Fragen kontrovers und ohne Vorbehalte zu diskutieren – nur sollten die Kritiker angehalten werden, konkrete Verbesserungen vorzuschlagen. Extrempositionen, wie sie einerseits »der betulich ehrwürdige Deutsche Hochschulverband« und andererseits sein Antipode »das turbo-dynamische Gütersloher Centrum für Hochschulentwicklung« (S.21) vertreten, lehnen Schimank/Stölting als unzulässige Vereinfachungen ab.

Bereits bei den ersten Versuchen der Herausgeber, die Krise zu charakterisieren, taucht der »Mythos Amerika« (S. 13) auf, dem dann von Andreas Stucke (vgl. S. 118 ff.) ein ganzer Beitrag gewidmet wird. Diesem kann durchaus zugestimmt werden, daß die Übernahme US-amerikanischer Standards im Hochschulwesen von Anfang an keine Frage reiner Zweckmäßigkeit war, sondern ein

Streit- und Zankthema, bei dem Vereinfachungen, überzogene Erwartungen und Vorurteile aufeinandertreffen und die Streitereien häufig an der Sache vorbeigehen. »Amerikanisierung« kann, so Stucke, sowohl als Werbeslogan wie als Kampfbegriff die Lage nur verwirren. Die deutsche Ordinarien-Universität (und ihre Reformstufen) wie auch die US-amerikanischen Universitäten und Hochschulen haben jeweils Leistungen von Weltgeltung hervorgebracht und wurden in vielen Ländern nachgeahmt. Stucke rät daher abzuwägen, denn außer deutlichen US-amerikanischen Vorteilen seien auch Nachteile auszumachen (vgl. S. 131), denen sich die deutschen Hochschulen nicht ohne Not aussetzen sollten. Zudem habe bereits mit dem Aufkommen der Rede von der »deutschen Bildungskatastrophe« in den sechziger Jahren ein Prozeß der Übernahme anglo-amerikanischer Erfahrungen begonnen, der seinen Ausdruck in der Gründung der Gesamthochschulen und der Fachhochschulen fand. Seit Mitte der achtziger Jahre habe sich dann das Interesse »am Beispiel Amerika« wieder verstärkt (vgl. S. 125, 132). Von »Stärkung der Hochschulautonomie« über weitere acht »topoi« bis »Binnendifferenzierung des Studiums« (Bachelor-/Master-Studiengänge) listet Stucke Themen und Reformtrends auf, die bereits zu den Agenda deutscher Hochschulpolitik gehören, wenn sie auch bei weitem nicht verwirklicht sind. Der Autor sieht aber auch bereits vollzogene praktische Umsetzungen; so sei in die Neugestaltung der ostdeutschen Hochschulen viel US-amerikanische Erfahrung eingeflossen, die Universitätsneugründungen Erfurt und Frankfurt/Oder beanspruchen dies ausdrücklich (vgl. S. 132). Ferner orientierten sich der Aufbau der außeruniversitären Forschung (und auch die Drittmittelförderung) stark an den USA. Während die »Mythen« über die US-Hochschulen weiterhin den Diskurs prägen, sei jenseits »simplifizierender Leitbilder« die Entwicklung »unternehmerischer Hochschulen« bereits im Gange, der Wissenschaftsmanager, der die »Großordinarien« und »Gremienvirtuosen« mittels neuer Akteurskonstellationen ablöst, sei längst im Kommen (vgl. S. 133). Stucke läßt keinen Zweifel daran, daß für ihn die Herausbildung eines neuen Verhältnisses zwischen Hochschule, Öffentlichkeit, Politik und Wirtschaft insgesamt unerlässlich ist.

Nach diesem Exkurs über eines der großen Reizthemen des Reformprozesses gilt es nun zur Frage nach dem Wesen der Krise der Universitäten bei Schimank/Stölting zurückzukehren. Uwe Schimank sieht sie in der realen Existenz eines Paradoxons: daß nämlich die deutschen Hochschulen »erfolgreich scheiternde Organisationen« seien. »Zu Unrecht ungeschoren bleibende Versager oder zu Unrecht als Versager eingestufte Leistungsträger« (S. 224) – insgesamt handle es sich lediglich um »Diskurskonstrukte«, mit denen Problemsichten verstellt und Reformhandeln blockiert werde. In der Tat hätten die deutschen Universitäten und Hochschulen nach wie vor eine hohe internationale Rangwertigkeit, was um so beachtlicher sei, als sich ihre Leistungsvoraussetzungen, (finanzielle) Ressourcen, kontinuierlich fließender Personalzugang/-nachwuchs und Studentenquote je Ausbilder (Verdopplung seit zwei oder drei Jahrzehnten) gravierend verschlechtert hätten. Das Phänomen des »scheiternden Erfolgreichen« sei durchaus organisationstheoretisch

und machttheoretisch auszuleuchten, denn das Problem liege in den Spiegelfechtereien und den Verständigungsblockaden, die sich aus den gegenseitigen Fehldeutungen ergeben und anscheinend immer mehr verfestigten. Die Krise liege also darin, daß intern nicht geschieht, was zur Behebung von Unstimmigkeiten längst geschehen sollte. Nach Schimank spielen dabei zwei »Problemfaktoren« die Hauptrolle. Einmal ein »Zielwirrwarr«, eine Pluralität von Zielsetzungen, die von den Akteuren weitgehend als Zieldissens gehandhabt werde, was zu Dysfunktionen und Inkompatibilitäten im Funktionieren der Hochschulen führe, woraus dann wieder Fehlleistungen und auch Fehleinschätzungen ihrer Leistung folgten (vgl. S. 229). Zum anderen existieren Entscheidungsblockaden, die sich aus unterschiedlichen Interessenlagen ergeben. Die diversen Systeme der deutschen Hochschulselbstverwaltungen sind aufwendig und ineffektiv. Schimank konstatiert sogar einen »Entscheidungsnotstand« (S. 233), der trotz Reformen immer wieder eintrete und inzwischen »aus sechs Komponenten ... festgefahrener Interessen- und Macht-konstellationen« bestände (von der Professorenautonomie über die Statusgruppen, wachsende staatliche Regulierung bis zu den sich bildenden informellen Netzwerken).

Als Ansätze für »Problemlösungen« nennt Schimank »Hierarchisierung und Diversifizierung« (S. 236). Das Beharren auf den zwei präferenten Zielrichtungen – anwendungsferne Grundlagenforschung und Elitenbildung – mache die Hochschulen zum Annehmen neuartiger Herausforderungen unfähig. Dem sei die Diversifizierung ihrer Struktur und ihrer Ziele entgegenzusetzen. Jede Hochschule, jede Fakultät, jedes Institut, jeder Professor müsse ein eigenes Leistungsprofil und Zielbündel klar ausprägen können. Dazu müßten sie »Marktkonkurrenzen« ausgesetzt werden, die Schimank (neben der Drittmiteleinwerbung) in den »tatsächlichen Bedarfen verschiedener inner- und außerwissenschaftlicher Adressaten der hochschulischen Forschung und Lehre in ihrer ganzen Vielschichtigkeit und Wandelbarkeit« sieht (S. 238).

Eine solche Wandlung von Struktur und Funktion setze eine Hierarchisierung auf zwei Ebenen voraus. Der »horizontalen Diversifizierung« der Profile muß eine »vertikale« folgen, die sich aus den unabänderlichen Leistungsunterschieden ergibt (vgl. S. 239). Schimanks Überlegungen haben den Charme, daß sich aus den Leistungsunterschieden (statt »Besser«-»Schlechter«-Bewertungen) neutrale Verschiedenheiten in den Angeboten herausbilden sollen. Die Situation in den USA zeige, daß man mit einer sehr kleinen exzellenten Leistungsspitze und breitem Mittelmaß gut zurechtkommen könne.

Darüber hinaus müsse eine Hierarchisierung des Entscheidungsprozesses einsetzen. Es müßten Strategien ausgearbeitet werden, um die Hochschulen zu profilieren und verbindlich durch Ressourcen- und Personalverhandlungen auszugestalten. Dafür sollten Rektoren und Dekane Macht haben und entscheidungsfähig sein – für die Ausführung der Vorhaben selbst sollte dann jedoch gegenüber den Professoren und Untereinheiten eine weitgehende Deregulierung gewährt werden, damit diese mit ihren Möglichkeiten völlig selbständig disponieren könnten.

Schimank befürchtet ein erhebliches Widerstandspotential gegen ein solches Konzept, in einem möglichen Zusammengehen von Beharrungskräften in den Administrationen und einem gewichtigen Teil der Professorenschaft. Auch rät er dazu, »Konkurrenzdruck und Deregulierung« nicht zu überziehen (vgl. S. 240) – was er wolle, sei Denkrichtungen anzuregen.

Was offenkundig außerhalb seines Blickfeldes liegt, ist der Umstand, daß sich Marktkräfte bekanntlich nicht maßvoll steuern lassen. Durch ihre Entfesselung ist die Gefahr groß, daß unter dem Druck von Erfolgs- und Renditeerwartungen wissenschaftsschädigende Pressionen entstehen, sobald die Abhängigkeit von außerwissenschaftlichen Interessenlagen überhandnimmt. Und das wird passieren! Auch bleibt ungeklärt, wie denn die Ressourcen für die strategische Forschung zur Sicherung der Konkurrenzfähigkeit bei der globalen Technikentwicklung und für die anwendungsfreie Grundlagenforschung verteilt werden sollen? Hier geht es um Milliarden, deren Verwendung kaum den kurzsichtigen Marktkräften und Konkurrenzzwängen überlassen werden kann. Auch in der strategischen und Grundlagenforschung werden nicht nur absolute Spitzenkräfte gebraucht. Zudem ist die Eignung von Personal für bestimmte Themen nicht per Evaluierung ex post definierbar, denn das Wesen von Grundlagenforschung ist ihre Unbestimmtheit, was ebensoviel Erfahrungstiefe wie Intuition verlangt.

Die 15 Beiträge des Bandes werden in drei Blöcken präsentiert: »Geschichte und Bedeutung«, »Produktionsfaktoren: Finanzen, Personal und Organisation« sowie »Lehre und Forschung«. In dieser Anordnung wird bereits deutlich, daß die neuerliche »Krise der Universitäten« nicht zuletzt eine Quintessenz von 200 Jahren deutscher Hochschulgeschichte ist. Immer wieder gehen die Argumentationen von Humboldt aus und immer wieder kehren sie dorthin zurück. Wobei Erhard Stölting in seinem Beitrag durchaus recht hat, daß die praktischen Neuerungen, die im 18. Jahrhundert von Halle und Göttingen ausgegangen waren, gewichtiger waren als die Gründung der Berliner Universität (vgl. S. 35). Diese, meint er, lieferte jedoch durch Humboldt die intellektuell anspruchsvollste Begründung, die »ausformulierte Leitidee«.

Sehr lesenswert ist, was Stölting zu bedenken gibt, wenn er die Existenzkrisen der Universitäten seit (und mit) dem Aufkommen des Humanismus und der Reformation kursorisch nachzeichnet – etwa seine Feststellung, daß die zur Erneuerung drängenden wissenschaftlichen Herausforderungen immer von außeruniversitären Entwicklungen und Wandlungen ausgingen (vgl. S. 37). Ohne die Exklusivität wissenschaftlicher Kognition (und deren Kumulation – HM.) »wäre es wirtschaftlicher gewesen, die Universitäten in spezialisierte Fachschulen aufzulösen« (S. 36). Leider nimmt Stölting die Gelegenheit nicht wahr auszuführen, wie sich durch das funktionale Moment der Exklusivität (in seinen institutionellen, kulturellen und kognitiven Erscheinungsformen) jener Typus von Wissenschaft herausbildete, der alle Bereiche der Arbeitswelt, auch die geistige Arbeit, revolutionierte. Damit wurde die Grundlage für die heutige gesellschaftliche Moderne, die ohne diesen Wissenschaftstyp nicht sein kann, geschaffen.

Stölting sieht im gegenwärtig stärker zur praktischen Seite hin verschobenen Spannungsverhältnis von Wissenschaft und Anwendung keinen Grund für pessimistische Schlüsse, geht es doch um Vernetzung, Profilierung, Synergieeffekte, Bindung an die Praxis, internationale Verflechtungen und strukturelle Dynamisierung – alles gute Dinge, die »die Initiative der Wissenschaft .. stimulieren« und »tendenziell periphere wissenschaftliche Regionen, wie Deutschland, wieder an die unterschiedlichen innovativen scientific communities anschlussfähig machen« (S. 42). Soweit, so einleuchtend, jedoch die dabei zu erwartende Reduzierung wissenschaftlicher Horizonte bleibt unerörtert. Es reicht hier sicher nicht aus, wenn im Nebenher zu bedenken gegeben wird, daß (selbst!) in den Naturwissenschaften »eine *allzu enge Anbindung* an wirtschaftliche oder militärische Anwendungen zu einer Vernachlässigung wesentlicher Bereiche der Grundlagenforschung führen« (S. 38) könne. »Allzu eng« ist ein sehr vages Kriterium, wo es dem Autor um einen neuen Typus von Wissenschaft und Hochschulen geht, bei dem, hier zeigt sich das extreme Maß an Vereinfachung und Reformeuphorie, »die Grundlagenreflexion und *die wissenschaftliche Arbeit im engeren Sinne* (Hervorhebung – HM.) ... sich dann in Deutschland auf zwei oder drei Universitäten konzentrieren (ließe), die eine intellektuelle Elite ausbilden könnten« (S. 39).

Diese Überlegungen verweisen auch auf den bemerkenswerten Beitrag von Barbara M. Kehm. Sie befaßt sich mit der »Universitätskrise im Spiegel von Hochschulromanen«. Obgleich Romane in einer Welt harter Tatsachen gemeinhin wenig gelten, so war es doch eine originelle Idee der Herausgeber, einen solchen Beitrag, der noch dazu durch seine profunde Ausführung besticht, in den Band aufzunehmen. Der Zusammenhang, dem die Autorin am Beispiel einiger Romane nachgeht, ist geradezu eine Umkehrung des Krisenpanoramas des Buches, bei dem die Hochschulkrise aus dem Widerstreit des Hochschulkomplexes mit der gesellschaftlichen Realität abgeleitet wird. In den von der Autorin ausgewählten Romanen ist sie eher Spiegel einer umfassenderen gesellschaftlichen Krise; gelegentlich nennt sie das auch »Verschränkung« (S. 51) oder »Krise einer Profession« (S. 53). Es sind ›menschliche‹ Schwächen, die sich überall in den modernen Verhältnissen ›eingenistet‹ haben (Eitelkeit, maßloser Ehrgeiz, Unfähigkeit, Bosheit, Feindschaft, Skrupellosigkeit), die sich im institutionellen und kulturellen Milieu der Hochschulen ausbreiten und dort zersetzend wirken. Mit John Thelin und Barbara K. Townsend hat Barbara M. Kehm zwei (amerikanische) Autoren gefunden, die mit fünf gut durchdachten Argumenten die Hochschulromane als (unersetzliche) Quelle für ein sozial-psychologisches Hintergrundverständnis bewerten, das Lücken schließt, die das nüchterne wissenschaftssoziologische Faktenwissen unvermeidlich läßt.

Zu den besonders erwähnenswerten Beiträgen des Bandes gehört unbedingt der Exkurs von Schimank/Winnes, der sich speziell mit dem Phänomen Humboldt beschäftigt. Zu den Voraussetzungen des ›Humboldt-Diskurses‹ gehört bekanntlich, daß Humboldt nicht die Durchführung von Forschung an den Universitäten ›erfand‹, aber sie zu dem entscheidenden Erneuerungskriterium seiner Zeit erhob.

Forschung fand bis dahin in privaten Zirkeln, an Akademien und in einigen Labors statt – die Universitäten waren Lehranstalten. Aber schon nach wenigen Jahrzehnten zeigte sich, daß auch die erneuerten Universitäten den expandierenden Maßstäben der Forschung nicht gewachsen waren; es entstanden die außeruniversitären Forschungseinrichtungen, vor allem industrielle Forschungs- und Entwicklungseinheiten. Dennoch ließen die Universitäten und auch die nach und nach dazukommenden Hochschulen von ihrer Forschungsberufung nicht ab. Dabei entstand eine permanent krisenhafte Spannung zwischen Forschung und Lehre, die sich in den späten siebziger Jahren (in Deutschland) zum Herd (nicht zur Ursache) einer umfassenden Hochschulkrise auswuchs.

Für die Krise des Humboldtschen Modells machen Schimank/Winnes, außer den inneren Widersprüchen des »Forschungsparadigmas«, vor allem das Entstehen der »Massenuniversität« verantwortlich (vgl. S. 297). Sehr übersichtlich unterscheiden sie »drei Muster« (vgl. S. 295 f.) – das Humboldtsche, das Vor-Humboldtsche und das Nach-Humboldtsche. Diese werden an Hand eines Vergleichs der Hochschulen einer Reihe europäischer Länder diskutiert (vgl. S. 297). Damit gewinnen Schimank/Winnes die vorteilhafte Möglichkeit, zwei Problemlagen simultan zu erörtern: zum einen Funktionsprinzipien und Rollenverteilung von Forschung und Lehre sowie zum zweiten den Verlauf historischer Anpassungen. Als Grundidee fungiert dabei die Überlegung, daß sich »das Humboldtsche Muster ... für die Forschung an den deutschen Universitäten als hochgradig dysfunktional erwiesen« (S. 301) habe, insbesondere unter den Bedingungen des Massenstudiums. Es ist recht instruktiv, wie die Autoren die mehr oder weniger durchgreifenden Lösungsversuche in den verschiedenen Ländern diskutieren. Eingewandt werden muß jedoch, daß die Bearbeitung struktureller, institutioneller Fragen und des Rollenverteilungsproblems die Krise nicht lösen kann. Es handelt sich (zum Beispiel in Großbritannien) nämlich nicht darum, daß man Humboldt »hinter sich gelassen« habe und daß nun überall »über Humboldt hinaus« zu gehen sei. Auch geht es nicht wesentlich um die Differenzierung der Hochschulbildung und die Überwindung der ganzheitlichen Universität. Das alles ist »mit Humboldt verträglich«.

Die Frage ist vielmehr die, ob man Universitäten und Hochschulen ohne Forschungseinbindungen lehren lassen will oder ob man Hochschulbildung weiterhin in den Kontext von Wissenschaft und Forschung integriert. Im ersten Fall wird man der Verschulung jeder Art von Studium nicht entgehen und letztlich ohne forschungserfahrenen Nachwuchs dastehen (den man natürlich auch aus der »Dritten Welt« importieren könnte). Im zweiten Fall wird man so viel Ressourcen aufbringen müssen, daß eine effiziente Aufteilung des nationalen Gesamtaufwandes für Wissenschaft, Forschung und Entwicklung zwischen universitären und außeruniversitären Einrichtungen möglich wird. Gegen die Notwendigkeit, ein solches Volumen an Ressourcen aufbringen zu müssen, hilft kein strukturelles oder rollendynamisches »über Humboldt hinaus«. Man kann die sich auf Humboldt berufende Ordinarienuniversität (oder eine ihrer späteren Reformstufen) überschreiten, weder am Prinzip der Integration von

Lehre und Forschung noch am Prinzip der ›kulturstaatlich‹ geförderten Hochschulen kommt man vorbei. Der Markt liefert kein kulturstaatliches Regulativ; ohne ein solches aber wird die Gesellschaft im Chaos von Verflachungen, Nutzenswiderstreit und Interessengegensätzen deformiert.

Wieviel Forschung dabei nicht anwendungsorientierte Grundlagenforschung sein soll und wieviel auf betriebswirtschaftliche Rentabilität zielt, ist ein anderes Thema. Weder Eliteuniversitäten noch die außeruniversitäre oder Ressortforschung oder industrielle Forschung und Entwicklung können das in den Hochschulen landesweit verfügbare Forschungspotential qualitativ ersetzen.

Forschung ist essentiell wichtig und nicht nur für die »Interessenslage der Mehrzahl der Professoren ... vorteilhaft« (S. 318), wie Schimank/Winnes meinen. Es geht dabei auch nicht um die Personalunion von Forscher und Lehrer (vgl. S. 320), nicht darum, daß der bessere Forscher zwangsläufig der bessere Lehrer sei. Vielmehr sollte auch der didaktisch begabteste Lehrer über ausreichend Forschungserfahrung verfügen – und umgekehrt, der renommierte Forscher sollte auch vor einem Auditorium bestehen müssen. Forschungserfahrung ist durch Bildung nicht zu ersetzen. Wissenschaftliches Denken ist durch Bildungsvermittlung nicht ausreichend lehrbar. *Innerhalb dieser eindeutigen ›Humboldtschen‹ Randbedingung* kann eine schier unerschöpfliche Menge von Neuerungen, Differenzierungen, Diversifizierungen usw. praktiziert werden, die über die heutigen Verhältnisse in Lehre und Forschung hinausgehen. Aber das alles geht nicht »über Humboldt hinaus«, wohl aber über die materiellen, institutionellen und kognitiven Gegebenheiten wissenschaftlichen Arbeitens in seinem Zeitalter. Und Erneuerung wird notwendig sein, wenn die Hochschulen ernsthaft in ›vorderster‹ Reihe am wissenschaftlichen Erkenntnisfortschritt beteiligt sein sollen und parallel die Aufgabe lösen sollen, 30 bis 40 Prozent eines Geburtenjahrgangs mit Hochqualifikationen auszustatten und eine wachsende Anzahl von Berufstätigen mit Hochschulbildung weiterzubilden.

Werfen wir noch einen Blick auf den »Strukturwandel von ›Lebenschancen‹ und ›Lebensführung‹ im westdeutschen Studienmilieu« – auf jene in allen Beiträgen so oft apostrophierte jedoch relativ karg analysierte Statusgruppe der Hochschulen, die uns Thomas Köhler, Jörg Gapski, Martin Lähnemann in ihrem »Von der alternativen zur konformistischen Revolution?« überschriebenen Text näher bringen. Es würde jeden Rahmen einer Betrachtung wie dieser sprengen, auch nur zu versuchen, die Dimensionen des Themas auszuleuchten und dabei auf die kulturpolitischen und kultursoziologischen Weiterungen einzugehen, die hier anliegen. Der Grundgedanke der Autoren ist eine Neubewertung des Phänomens der Chancengleichheit beziehungsweise Chancengerechtigkeit im Bildungsprozeß, »denn immer komplexer werdende Gesellschaften haben nun einmal einen ›natürlichen‹ Bedarf an Ungleichheit« (S. 268); ersetzen wir monierend »Bedarf« durch Folgen, Wirkungen. Wenn man die kognitiv und methodisch anspruchsvolle und komplizierte Argumentation der Autoren, die dem Entwicklungsstand der Realität selbst wie ihrer sozialwissenschaftlichen Refle-

xion durchaus angemessen ist, auf ein vereinfachtes, rustikales Denkmuster reduziert, dann ergibt sich, daß die tatsächlich feststellbare Chancenungleichheit, die aus der sozialen Herkunft (Vermögen, Einkommen, Bildungsniveau, Berufsstatus der Eltern), der ethnischen und Geschlechterzugehörigkeit sowie aus unterschiedlichen Begabungen resultiert, in modernen Gesellschaften kompensiert wird zum einen durch einen allgemein hohen Lebensstandard, der soziale Disparitäten nicht so fühlbar macht, zum anderen durch die wachsende Pluralisierung der Lebensstile. Insoweit also eine Politik nicht greift, die »ungerechte Unterschiede« weiter abbaut, verringert sich der Trend zu sozial gerechteren, alternativen Verhältnissen durch das zunehmende Streben der Studenten nach einer »konformistischen Leistungs- und Berufsorientierung« (S. 285). In Mode kommen härtere, leistungs- und durchsetzungsbewußtere Verhaltensweisen. Sie haben, so die Autoren, »die links-alternative Hegemonie an den Hochschulen .. rasant erodieren lassen« (S. 287). Das große Aussteigen und Sich-Verweigern der Jugend findet nicht statt (vgl. S. 285). Aus Sicht der Autoren bedürfte es nun einer differenzierte Studienformen anbietenden Reform der Lehre – und die Hochschulen seien für das nächste Jahrzehnt in einer, was die Studierendenschaft betrifft, komfortablen Situation. Gegen eine solche Perspektive muß jedoch eingewandt werden, daß die vermeintlich günstige Lage schnell in ein schwarzes Krisen- und Konfliktszenarium umkippen kann, wenn durch Personalabbau und gravierende Ressourceneinsparungen unzumutbare Verhältnisse in Forschung und Lehre entstehen, die kaum protestlos hingenommen werden dürften.

Die Herausgeber stellen schließlich ihre gute Hand bei der Auswahl der Mitautoren erneut unter Beweis, indem sie den als Wissenschafts- und Hochschulforscher hochrenommierten Rudolf Stichweh mit seinem Beitrag »Die moderne Universität in einer globalen Gesellschaft« am Ende plazierten und ihm damit ein Schlußwort antrugen. Er eröffnet denn auch mit einem großen historischen Panorama. Seit der Wende vom 13. zum 14. Jahrhundert sind die Universitäten und die von ihnen geförderte Wissenschaft die erfolgreichste Kulturunternehmung der Weltgesellschaft (ergänzt werden muß hier die Erfolgsgeschichte der arabisch-moslemischen Universitäten, die um Jahrhunderte früher einsetzte).

Stichweh betont die große Bedeutung des lokalen Ursprungs- und Wirkungsrahmens von Universitäten, der im Laufe der Zeit zunehmend durch weltweite Faktoren ergänzt worden sei. Im 19. Jahrhundert entwickelte sich ihre nationale und staatliche Bedeutung dergestalt, daß heute auf drei Ebenen durch die Hochschulen eine umfassende Integration der geistigen Kultur der Moderne stattfindet, die durch aktuelle Globalisierungsprozesse vertieft würde. Die globale Integrationskraft der Universitäten erweise sich auch durch ihre Verflechtung mit industrieller Forschung und Entwicklung, die heute schon etwa zwei Drittel aller nationalen Forschungsaufwendungen umsetze (nicht hervorbringt). Das ist eine originelle Deutung des Praxiszusammenhangs, die bislang wenig beachtet wurde. Der Autor schließt seinen Beitrag – und damit den Band – mit dem Verweis auf einen »dritten Trend in modernen Universitäten« (S. 351), den er

– nach Parsons – »Inklusion« nennt. Damit wird ein soziologisches Theoriefragment reaktiviert und seine Eignung für Bearbeitung aktueller theoretischer Konzepte der Wissenschafts- und Hochschulforschung gezeigt. Inklusion ist für ihn der Begriff für einen Prozeß, bei dem bislang marginale Vorgänge ins Zentrum des Systemgeschehens hineingezogen werden (vgl. S. 352 f.).

In summa ist *Die Krise der Universitäten* ein in vielem erfreuliches, höchst instruktives Buch, das viel von dem gegenwärtig ziemlich zerfahrenen Diskurs verdeutlicht, systematisiert, theoretisch befragt, historisch ausleuchtet. Vorteilhaft wäre allerdings gewesen, wenn es die dem Leser ohnehin auffälligen Antinomien, Fehldeutungen, Grenzen und auch Gefahren eines radikalen markt- und betriebswirtschaftlichen Modernismus bewußter thematisiert und kräftiger konturiert hätte. Sicherlich wäre noch manche Einsicht zu gewinnen gewesen, wenn der Kritik des aktuellen Diskurses und der Analyse von Ursachen und Verursachern der Krisensymptome mehr konzeptionelles Gewicht eingeräumt worden wäre. Außerdem fällt es angesichts des Bemühens der Herausgeber um Ausgewogenheit schwer zu glauben, daß sie sich bei den verschiedenen Lagern »bewußt zwischen die Stühle gesetzt haben«, wie es auf dem Einband verkündet wird.

1 Durch die Landesregierung Baden-Württemberg wurde die *Hayek-Engineering AG* Zürich mit der Aufgabenstellung »Externe Prüfung der Wirtschaftlichkeit an den Universitäten des Landes ...« beauftragt. Daraufhin entstand über die Universität Tübingen ein umstrittener Report – vgl. Peter Pietschmann: Außer Spesen nichts gewesen, in: *Deutsche Universitätszeitung*, Heft 7 (1994).